

## **Mirjam Jekel Vierter Rundbrief vom März 2007**

### **Nächstes Kapitel: It was a long cold winter... und: Japan!**

Das hier ist wirklich ein Reisebericht. Die gesamte Angelegenheit ist ja keine Reise, sondern etwas längeres – auf einer Reise findet man normalerweise ja kein zweites Zuhause (oder so was). Aber in den letzten 2 Monaten habe ich mich noch ein wenig mehr aufgemacht, das Land zu erkunden, in dem ich seit 6 Monaten lebe – auch wenn ich das manchmal vergesse.

In der letzten Zeit wurde ich auch viel mehr daran erinnert, dass das hier trotz allem Japan ist. Dank der Abreise der Participants stellen die Japaner insgesamt auf einmal die deutliche Mehrheit. So kann es einem schon mal passieren, dass man beim Essen an einem Tisch die einzige nicht-Japanerin ist. Und manchmal versteht man dann eben auch absolut nicht, wovon die gerade reden.

Aber dazu später. Zuerst möchte ich euch von den vier Unternehmungen erzählen, die ich in den letzten zwei Monaten unternommen habe (...?...). Für die Richtigkeit von Rechtschreibung und die Vernunft des Inhalts gebe ich, wie immer keine Gewähr.

Also, was war das denn so tolles? Nun. Ich war auf einer Women's Conference, in Kanazawa, in Tokio und auf einer Ohinamatsuri. Klar?

Gut. Die „Konferenz“ ist am längsten her, und sie war das seltsamste, also fange ich damit an. Ich habe Führungszeichen benutzt, weil es nicht wirklich eine Konferenz war. Mehr eine Art „Retreat“ (wenn jemand dafür ein passendes deutsches Wort findet, sage mir bitte Bescheid, ich suche seitdem eins und finde keins!) mit einem Vortrag, diversen Angeboten und Aktivitäten und einem Gottesdienst.

Diese Konferenz war ursprünglich eine Versammlung der Missionarsehefrauen in Japan, die sich für ein Wochenende trafen, um sich auszutauschen und Unterstützung und Verständnis zu erfahren. Nach und nach öffnete sie sich dann für andere Teilnehmerinnen. Bei der diesjährigen Konferenz waren auch Japanerinnen, ein paar Philippinas und ein, zwei Britinnen, aber die Amerikanerinnen waren definitiv in der Überzahl. Und auch wenn sich die Konferenz geöffnet hat, ist sie doch immer noch sehr ...amerikanisch und sehr ...christlich.

Wobei ihr mich bitte nicht falsch versteht, ich habe nichts gegen Amerikaner und nichts gegen Christen (wäre ja ungünstig, ich bin ja selbst eine). Ich habe auch nichts gegen christliche Amerikanerinnen. Aber ein ganzer Haufen davon, und alle davon überzeugt, dass wir alle die besten Freundinnen seien... naja.

Aber vielleicht sollte ich euch erstmal erklären, was ich da eigentlich gemacht habe.

Einige der Teilnehmerinnen dieser Konferenz sind Unterstützerinnen für ARI, und die Konferenz selbst auch. Und so hatte ein Staff Member hier die Idee, eine kleine ARI-„Delegation“ hinzuschicken. Er fragte Meghan, die wie ich Freiwillige ist (und christliche Amerikanerin), und die fragte mich, ob ich nicht mitkommen wolle. Und ich wollte endlich mal wieder raus aus ARI und etwas anderes sehen. Außerdem klang die Idee interessant. Also – warum nicht?

Und es war ja auch interessant. Die Konferenz ging ein ganzes Wochenende lang, von Freitagabend bis Sonntagmittag. Am ersten Abend hatten wir eine lange Begrüßung und Vorstellungsrunde (es gab ca. 50 Teilnehmerinnen) und dann einen sehr ...inspirierten Vortrag von einer Pfarrerin einer Gemeinde Japaner in Amerika. Es war irgendwie wie eine sehr lange Predigt (ein, zwei Stunden). Nur dass ich euch das Thema nicht sagen könnte.

Am nächsten Tag gab es einen Vortrag einer amerikanischen Professorin des Fachgebiets „Transportation“ (dass es dafür überhaupt Professuren gibt, wusste ich nicht). Was genau ihr roter Faden war, weiß ich auch nicht, aber mehr oder weniger ging es um ihren Lebensweg als Kind armer Afroamerikaner bis zu ihrer jetzigen Arbeit und den Diskriminierungen als weibliche schwarze Professorin.

Nachmittags gab es sehr interessante Workshops. Ich nahm natürlich an dem Taiko-Workshop teil. Taiko ist japanisch für „Trommel“. Und diese Trommel endlich mal gespielt zu sehen und sogar selbst auszuprobieren, war ein besonderes Erlebnis für mich. Es ist etwas kompliziert, das zu erklären, und vermutlich für alle nicht-Trommler nicht so interessant. Nur soviel: Taiko ist vermutlich genauso viel Sport wie Musik, und zwar Kampfsport. Und mein nächstes Ziel ist es, Taiko spielen zu lernen.

Am nächsten Tag ging es dann, nach einem sehr lebendigen Gottesdienst, wieder nach Hause.

Die Konferenz war, wie erhofft, tatsächlich sehr interessant. Vor allem, weil es mich zum ersten mal sehr deutlich mit einer Art des christlichen Glaubens konfrontiert hat, mit der ich mich nicht so wohl fühle. Vielleicht bin ich einfach zu ernst-konservativ-deutsch. Ich weiß auch nicht wirklich, was meine Kritikpunkte sind. Vielleicht, dass die Haltung „wenn es dir nicht gut geht, dann geht Jesus neben dir und hebt dich auf“ für mich nicht passt. Ich hatte das Gefühl „so einfach ist es nicht“.

Aber das ist ein sehr kompliziertes Thema. Und die dort begonnenen Gedankengänge habe ich auch noch lange nicht zu Ende gedacht.

Zwei Wochen später hatte ich dann die Chance, mit meiner Japanisch-Lehrerin, Ami-sensei (das „sensei“ ist Japanisch und heißt Lehrerin), Steven, einem Briten, der hier seit 2 Jahren Englisch unterrichtet, und dessen Mutter, die auf Besuch war, für ein verlängertes Wochenende nach Kanazawa zu fahren. Kanazawa liegt an der Westküste, etwas nördlich von Tokio. Die Stadt ist bekannt für einige gut erhaltene traditionelle Viertel und einen berühmten japanischen Garten.

Bei dieser Tour hatte ich zum ersten Mal wirklich das Gefühl, in Japan angekommen zu sein. Das fing schon bei der Hinreise an: Ami-sensei und ich hatten uns für die günstigste Variante entschieden, den Nachtbus. So stand ich auf einmal um zwölf Uhr Nachts bei Tokio Station an einer großen Straße, an der Busse in alle Himmelsrichtungen fahren, die einzige Westlerin in einer Menge Japaner. Die meisten waren nicht viel älter als ich, viele hatten Snowboards dabei und waren mit Freunden unterwegs. Und ich fragte mich, ob ich zu einer dieser Gruppen gehören würde, wenn ich Japanerin wäre. Oder wohin sonst...

Es war das erste Mal Japan ohne Glitzer und Gastfreundschaft. Ganz normale Menschen, die genauso müde waren wie ich, sich kaum um mich scherten und ihren eigenen Beschäftigungen nachgingen. Das war so interessant für mich, weil ich bisher eigentlich nur irgendwie ungewöhnliche Japaner kennenlernen konnte. Die ARI- Angestellte und –Besucher sind ja schon einzigartig dadurch, dass sie hierher kommen. Ansonsten treffe ich manchmal Menschen durch irgendwelche kirchlichen Veranstaltungen – auch ungewöhnlich, da nur 1% aller Japaner Christen sind. Und auch sonst sind alle, die ich kenne, allein schon dadurch ungewöhnlich, dass sie mich, eine Fremde, kennen und genug Englisch können, um mit mir kommunizieren zu können.

Im Grunde habe ich mit Japan also ein Dilemma, wie die Heisenberg'sche Unschärferelation (aus der Physik). Ich kann „ganz normale“ Japaner nicht kennenlernen, weil sie schon durch die Bekanntschaft mit mir ein wenig unnormale werden. Das ist jetzt vielleicht etwas überspitzt, aber größtenteils zutreffend, befürchte ich.



Aber eigentlich wollte ich ja von Kanazawa erzählen.

Ach ja, Kanazawa... eine der wenigen Städte in Japan, in denen wenigstens Teile der alten Architektur Krieg und Bauboom überstanden haben. Und die erste japanische Stadt, die ich wirklich schön fand und die ein eigenes Gesicht hat.

Dementsprechend waren wir auch bei weitem nicht die einzigen Besucher. Kanazawa ist ein recht bekanntes Ausflugsziel. Und es lohnt sich! Es gibt zwei Viertel mit alten Häusern, den alten Geisha- und den alten Samurai- Distrikt. In diesen Vierteln kann man ein wenig davon sehen, wie Japan früher ausgesehen haben muss. Viel schöner als heute! Mit alten Holzhäusern, schön geschwungenen Dächern, wohl gepflegten Gärten in den Höfen... und natürlich Menschen in Kimonos! Kanazawa hat einen Ruf für gute Kimonos, und es gibt ein kleines Museum, was die Technik des Kimono-Designs erklärt. Du lieber Himmel! Jeder Kimono wird von Hand bemalt und dann gefärbt, ein unglaublich aufwändiger Prozess. Und kein Kimono gleicht dem nächsten.

Natürlich gibt es auch „Massenkimonos“, die bedruckt werden. Aber das ist nicht traditionell.

Ich hatte auch (zum zweiten Mal) die Gelegenheit, selbst einen Kimono zu tragen. Es ist eine relativ aufwändige Geschichte, mit Untergewand, speziellen Socken und einem sehr breiten Gürtel, dem „Obi“, der irgendwie kompliziert geschlungen und gebunden wird. Am Ende sieht man, wenn alles gut geht, schön aus und kann nicht mehr atmen.



Abgesehen davon waren wir noch in besagtem japanischen Garten, Kenroku-en. Eigentlich eher ein Park als ein Garten, ist Kenroku-en in ganz Japan bekannt dafür, dass er alle wichtigen Punkte der japanischen Gartenkunst in sich vereint. Fragt mich jetzt bitte nicht, was das alles ist!

Ich weiß nur noch, dass Wasser eins der wichtigen Elemente ist. Es gibt auch einige sehr malerische kleine Bäche, Teiche und Wasserfälle, dazu natürlich die passenden Brücken oder Trittsteine, das alles gesäumt von Bäumen und allerlei schönen, blühenden Pflanzen. Es gibt knorrige, große alte Kiefern, Weiden und eine Wiese voller Pflaumenbäume. Wobei japanische Pflaumen ganz anders sind als ihre europäischen Artverwandten; viel poetischer. Sie sind die ersten Bäume, die im Frühjahr blühen – dieses Jahr schon Ende Februar! Und der Anblick der schwarzen, kahlen, mit pinken und weißen Blüten übersäten Bäume ist bezaubernd.

Ich habe ein Foto von Kenroku-en angehängt. Die seltsamen Babus-Seil-Strukturen dienen dazu, die Bäume im Winter gegen den Schnee zu stützen. Im Frühjahr werden sie abgenommen.

Jetzt also Tokio. Tokio! Ich wohne hier ja nicht weit weg von dieser Riesenstadt, nur ein paar Stunden mit dem Zug. Aber bisher hatte ich noch keine Gelegenheit gehabt, sie mir mal von nahem anzuschauen. Dementsprechend neugierig war ich. Und Tokio hat mich nicht enttäuscht. Ich war zwar leider nur zwei Tage dort; aber andererseits kann man Tokio nie wirklich kennen lernen, glaube ich. Dafür ist die Stadt einfach zu groß und ändert sich auch zu viel. Und in zwei Tagen kann man einen ganz guten Eindruck bekommen.

Ich genoss die Zeit. Endlich mal wieder in einer Stadt zu sein, nach fünf Monaten Landleben, war schon schön. Und Tokio ist wirklich eine sehr interessante Stadt, auch wenn ich nicht dort leben wollte. Größtenteils besteht sie natürlich, wie alle Städte, aus Wohn- und Bürohäusern. Dazu hat sie diverse Stadtzentren, in denen verschiedene Szenen den Ton angeben. Da gibt es Ginza, mit hohen Häusern, glitzernden Fassaden und teuren, schicken Läden. Shibuya mit der Riesenkreuzung, bekannt aus „Lost in Translation“, wo es eine Ampelphase gibt, bei der alle Autos Rot haben und sich die Masse

der Fußgänger in jede Richtung über die Straße ergießt, auch diagonal. Solche Kreuzungen sind hier üblich, aber die in Shibuya ist vielleicht die größte. Der Yoyogi- Park, wo Jongleure üben, Stepper steppen, Familien picknicken, Bands spielen, Maler ihre Künste vorführen, Schüler Filme drehen und Hordenweise Jogger vorbeilaufen. Harajuku, in dem in engen, kleinen Straßen unzählige Läden zusammengequetscht sind, wo es die besten Crepes gibt und wo man Gothics, „Lolitas“ und wasweißichalles sehen kann - verschiedene Modestile. Denn das interessanteste an Tokio sind die Menschen. Jugendliche in Schuluniformen, sogar Sonntags. Seriöse Herren in



Anzügen, die doch kaum älter aussehen als ich. Unglaublich gestylte, dauergewellte Mädchen, die auf ihren hochhackigen Schuhen kaum gehen können und die trotz Winter mini- Miniröcke tragen. Jungs mit halblangen Haaren, die man mit Mädchen verwechselt. Menschen, die einem Manga, einem japanischen Comic, entsprungen sein könnten. Und ich dachte immer, diese Mangas seien übertrieben!

Und natürlich Tempel (buddhistisch), Schreine (shintoistisch) und Parks. Was für ein Glück! Denn sonst wäre diese Stadt mit ihrem optischen und akustischen durcheinander kaum zu ertragen. Von jeder Straßenecke (wörtlich!), aus jedem Ladeneingang schlägt einem eine andere Musik entgegen, dazu große Leinwände mit Musikvideos und Werbung, kleine LKWs, die ihre Werbung über Lautsprecher hinausposaunen (sei es für einen Laden, eine neue CD oder den Kandidaten für die nächste Wahl...), und natürlich Schilder und Wegweiser zuhauf.

Und dann gibt es die traurigen Anblicke. Blaue Plastikzelte am Flussufer, in denen Menschen wohnen, die kein Zuhause haben. Andere schlafen unter den Büschen im Park. Die Menschen, die in der U-Bahn sitzen und sich nur mit ihrem Handy beschäftigen. Man kann leicht einsam werden in Tokio, glaube ich.

Und die seltsamen Momente: Wir besuchten auch ein sehr interessantes Museum über die Geschichte Tokios, das mit vielen Nachbauten und Miniaturen Tokios Vergangenheit und das Leben der Menschen damals aufleben ließ. Bis zur jüngsten Vergangenheit – der letzte Teil war den Zerstörungen des 2. Weltkriegs gewidmet, in denen große Teile Tokios verbrannten – traditionell bestehen japanische Häuser aus Holz und Papier, was sich die Amerikaner zunutze machten. Einerseits war es furchtbar, das Leid der Menschen zu sehen. Andererseits machte es mir wieder einmal die Unterschiede in der Behandlung einer doch ähnlichen Vergangenheit in Japan und Deutschland möglich. Mit keinem Wort wurde in dieser Ausstellung erwähnt, warum die Amerikaner Japan angegriffen hatten. Und dass Japan sich im Vorlauf dieses Krieges zur Kolonialmacht über halb Asien aufgeschwungen hatte, Menschen in diversen Ländern erobert und unterdrückt hatte, das wurde nicht erwähnt. Es schien mir so, als würde eine Ausstellung in Deutschland nur über das Bombardement in Dresden berichten. Das würde zumindest eine weite öffentliche Diskussion verursachen. Aber Japan will seine Taten immer noch nicht anerkennen.

Natürlich sind nicht alle Japaner so. Gerade hier in ARI gibt es einige, die diese Haltung Japans kritisieren. Und es ist für mich als Außenstehende auch einfacher, die Japaner zu kritisieren und zu fordern, dass sie sich ändern. Aber eine so einseitige Darstellung in einem Museum, oder auch einige Zeitungsartikel, in denen von bestimmten japanischen Handlungen berichtet wird, lassen mich doch mich unwohl fühlen. Wenn ein wichtiger Politiker es gerade geschafft hat, die Tatsache, dass die japanische Armee v. a. koreanische und niederländische Frauen als „comfort women“ an die Front verschleppte und diese dort als Sexsklaven missbraucht wurden, aus den Schulbüchern streichen zu lassen, kann ich nur hilflos und verständnislos den Kopf schütteln. Und das ist nur ein Beispiel von vielen.

Aber jetzt übe ich mich auch mal in der japanischen Technik des Ausblendens, lasse dieses Thema so stehen und schreibe über angenehmere Dinge. Mein letzter Punkt meiner „Japan Entdecken“-Erzählung war das Ohinamatsuri. Das ist das Fest der Mädchen, bei dem die Familien mit Töchtern traditionelle Puppen aufstellen. Mindestens zwei Puppen, den Tenno (Kaiser) und seine Frau, in sehr aufwändigen Kostümen. Dazu kommt oft noch ein ganzer Hofstaat, mit Wächtern, Servierfrauen,

Musikerinnen etc. „Ja, und dann?“, habe ich mich gefragt. Das Fest besteht also darin, diese Puppen aufzustellen?

Ja, so ist es. Das scheint mir irgendwie sehr japanisch zu sein. Es gibt auch ein anderes Fest, an dem die gerade erwachsen gewordenen Frauen traditionell den Kimono anziehen. Und dann? „Take a picture“, also ein Foto davon machen. Und dann? ... Das war's. Die spinnen, die Japaner.

Und wie macht man jetzt aus dieser Puppen- Tradition ein Festival? Ganz einfach, man bringt Geschäfte, Familien und wer sonst noch will dazu, diese Puppen öffentlich aufzustellen, druckt eine Karte, auf der alle Ausstellungsorte verzeichnet sind, und dann kommen Besucher (wie ich) und gehen die Orte ab und schauen sich die verschiedenen Puppen an. Ich war mit Ishii-san unterwegs, eine sehr nette ältere Dame, mit der ich in der Küche zusammen arbeite. Zusammen bewunderten wir also ein Ohinasama nach dem anderen, wurden dabei immer wieder zu Tee und einer kleinen Knabberie eingeladen, ich wurde ein bisschen bestaunt („Doko ni karakimashita? Doitse? Ohhh!“) („Woher kommen Sie? Deutschland? Ohhhh!“), ich bestaune die Frauen, die im Kimono unterwegs waren – und wir konnten sogar an einer Teezeremonie teilnehmen! Sehr ruhig, alles sehr formelhaft, und ich hatte ständig Sorge, mich falsch zu benehmen. Aber mir unterlief kein großer Fehler, und ich fand die Atmosphäre irgendwie beruhigend.

Soviel also zu Japan, im Moment zumindest. Es ist ein sehr interessantes Land, finde ich immer wieder. Manchmal ist es sehr kultiviert und poetisch, wie in Kenroku-en, manchmal sehr durchgeknallt und laut, wie in Harajuku, und manchmal ist es verschlafen und ländlich, wie hier in der Umgebung von ARI. Ich kann Japan und seine Bewohner genauso wenig beschreiben, wie ich Deutschland und dessen Bewohner beschreiben kann. Oft fragen mich Menschen hier, wie bestimmte Dinge in Deutschland sind, oder wie Deutschland generell so sei... und ich finde es schwerer und schwerer, darauf eine gute Antwort zu finden. Sicherlich gibt es Tendenzen, die deutliche Unterschiede aufzeigen – aber ohne klare Grenzen.

Ich kann mich auch nicht entscheiden, ob ich die Japaner eigentlich uns Westlern gar nicht so unähnlich finden soll, eigentlich fast dasselbe, oder ob ich nicht doch kopschüttelnd „die spinnen, die Japaner“ ausrufen will und es aufgabe, sie verstehen zu wollen.

Nun, aufgeben werde ich es nie, aber schaffen werde ich es auch nie. Was soll man auch von einem Land halten, wo sich selbst Punker auf einmal höflich verbeugen und sich artig bedanken! Wo es in ganz Tokio fast keine Graffitis an der Wand gibt; wo selbst in größeren Städten nicht- Japaner eine Seltenheit sind; wo die Menschen von Frühmorgens bis Spätnachts arbeiten; wo alle Jugendlichen irgendwie schüchtern zu sein scheinen (oder ist das meine Schuld..?); und wo es keine einzige Zentralheizung gibt!

So, mehr Japan- Stereotypen kriegt ihr nicht. Das ist vielleicht eher Stoff für einen Roman, oder wenigstens für eine lange Unterhaltung. Also müsst ihr euch noch ein wenig gedulden.

Abgesehen von diesen „Auslands- Touren“ ist auch in ARI einiges in Bewegung. Die wichtigste Veränderung für mich war die Renovierung der Küche. Im Herbst letzten Jahres kamen nämlich zwei Inspektoren vom Gesundheitsministerium vorbei, die sehr höflich sehr entsetzt waren. Wir trugen keine Gesichtsmasken, benutzen dasselbe Handtuch zum Abtrocknen unserer Hände, es war nicht jedes Regal blitzblank etc. Nun, zugegeben, in manchen Beschwerden hatten sie durchaus Recht. Und egal was wir finden, sie haben die Macht, unsere Küche schlimmstenfalls zu schließen, also müssen wir gehorchen. Was für mich vor allem hieß: putzen, schrubben, sauber machen. Viele Teile der Küche sind nämlich wirklich nicht so sauber, wie sie sein sollten. Aber jetzt ist es viel besser. Denn die Wände, von denen die Tapete sich schon stückweise ablöste, wurden jetzt neu gestrichen. Und im Zuge der dafür nötigen kompletten Küchenräumung hatten wir die gesamte Community dazu verdonnert, alles sauber zu machen. Wir mussten zwar eine Woche lang in einer Ersatzküche kochen, was ein wenig stressig war, aber dafür haben wir jetzt eine saubere, schöne neue Küche. Mit mintgrünen Wänden...

Auch sonst will Gocchan in ihrem zweiten Jahr als verantwortliche Küchen"chefin" einiges ändern. Und ich bin, als mittlerweile erfahrene Küchenarbeiterin, voll mit dabei. Sie hat zwar – natürlich – die Entscheidung, aber oft fragt sie mich im Rat oder will meine Meinung und Ideen haben. Das ist sehr ermutigend, weil es mir zeigt, dass ich hier etwas bewirken kann. Die Idee der Renovierung beispielsweise war zuerst von mir angesprochen worden; auch wenn ich nie geglaubt hätte, dass dieser Wunsch wirklich werden sollte.

Aber es ist auch anstrengend. Jeden Tag dasselbe zu machen kann auch nervig sein. Und wenn ich dann trotzdem versuche, die Arbeit immer toll zu finden, dann werde ich nur noch mehr gestresst. Dazu kommen dann Sprachschwierigkeiten: Ishi-san, die vormittags da ist und mit uns kocht, spricht nicht besonders gut Englisch und will scheinbar all ihr ARI- Wissen an Gocchan weitergeben; auf Japanisch. Ich habe schon vor langer Zeit aufgegeben, diesen Strom Japanisch verstehen zu wollen, und so schalte ich meistens ab. Aber jeden Tag ein paar Stunden lang nichts zu verstehen ist schon nervend.

Immerhin habe ich dagegen jetzt eine kleine Hilfe: Mit Ishi-san lerne ich jetzt jeden Tag 5 neue Wörter. Das macht uns beiden Spaß; wenn ich versuche, die Wörter auch korrekt in Japanisch aufzuschreiben und dann doch noch mal nachfragen muss „wie geht das „ma“?“, oder wenn ich dann langsam und stockend japanische Sätze bilde, oder wenn sie mit mir auf pidgin- Japanisch redet, manchmal auch mit lebhaften Gesten... das sind dann wieder schöne Zeiten.

Die Wintermonate waren schon anstrengend, insgesamt. Zwei, drei Monate lang täglich nur etwa 30 Leute zu sehen kann schwierig sein. Dazu noch jeden Tag mehr oder weniger dieselbe Arbeit und wenig Ruhe – es hat an meinen Nerven gezehrt. Um den Stress irgendwie auszugleichen, habe ich mich ziemlich viel zurückgezogen und bin eine recht schweigsame und nicht mehr ganz so nette Zeitgenossin geworden. Ich bin froh, dass es jetzt wieder Frühling wird. Nächste Woche kommen

meine Schwester und Mutter zu Besuch und wir touren gemeinsam durch Japan, darauf freue ich mich schon sehr. Und dann, wenn ich wieder da bin, werden die ersten Participants des neuen „Schuljahres“ schon da sein! Dann wird das ARI-Leben wieder an Schwung und Lebendigkeit gewinnen.

Die letzten zwei Monate waren auch aus anderen Gründen etwas seltsam: Es wurden viele Entscheidungen getroffen, die dieses Jahr betreffen, sowohl personelle als auch inhaltliche Änderungen, aber wir Volunteers bekamen davon herzlich wenig mit. Teilweise wurden sogar die Staff Members nicht wirklich informiert. So gab es wohl eine sehr hitzige Diskussion zwischen einem Staff Member und dem Direktor, in Folge dessen sein Vertrag nicht verlängert wurde. Er musste (wollte?) also gehen. Wovon wir nichts mitbekommen hätten, wenn er nicht selbst darüber geredet hätte. Seltsam.

Ja, so ist ARI auch. So toll das Konzept auch ist, und so toll auch die Ausführung oft ist, es ist nicht perfekt. Es knatscht und kracht an allen Ecken und Enden, und man muss sich immer wieder neu anstrengen, damit es irgendwie klappt.

Aber es gibt auch immer wieder ermutigende Momente. In den letzten Monaten waren einige Staff Members auf Reisen, um Graduates in verschiedenen Ländern zu besuchen. Und die Geschichten, die sie wieder mitbringen, zeigen mir, wie wertvoll meine Arbeit hier ist. Wenn sich Graduates von 1980 noch an ihr ARI-Zeit erinnern und sie immer noch wichtig finden, wenn sie sich immer noch bemühen, für ihre Leute zu arbeiten, dann habe ich das Gefühl, hier wirklich etwas Gutes zu tun. Und wenn ich von ihren Errungenschaften, ob klein und nur für ihr Dorf oder groß und für eine ganze Organisation, höre, dann bin ich sehr beeindruckt und habe Hoffnung, dass Entwicklungshilfe doch möglich sein kann. Und dass es vielleicht wirklich so etwas wie eine gerechte Welt geben kann.

Und mit diesem etwas utopischen Schlusswort beende ich dieses Kapitel meiner Erzählung aus einem seltsamen Ort.

Viele Grüße!

Mirjam